

frierend in die dichtesten Spinnwebefalten und dachte: „Jetzt muß ich sterben; das ist mir auch das liebste.“ Damit schlief sie ein. —

Aber die schlafenden Spinnen erfrieren im Winter nicht.

Eines Tages saß eine Drossel auf dem Ast und schlug, davon wachte die Prinzessin auf, und es war ihr, als hätte sie nur einen bösen Traum gehabt. Sie zog ihr Schleierchen an das Tageslicht: da wehte die Luft so weich und lieb und die Eichen hatten Blätter, junge, rote, flatterige Blätterchen, denn es war Frühling. Und die arme kleine Spinnenprinzessin flog abermals auf. „Ich will nun nach Hause,“ dachte sie; „ich fliege nie wieder in die Welt hinaus, denn es ist gefährlich, das habe ich nun gesehen.“

Tief in den Eichen sah sie von oben zwei Menschen reiten, das eine war der Prinz, das andere eine hohe stattliche Prinzessin, seine Frau. Die Pferde galoppierten, und die beiden saßen so grade und stolz im Sattel!

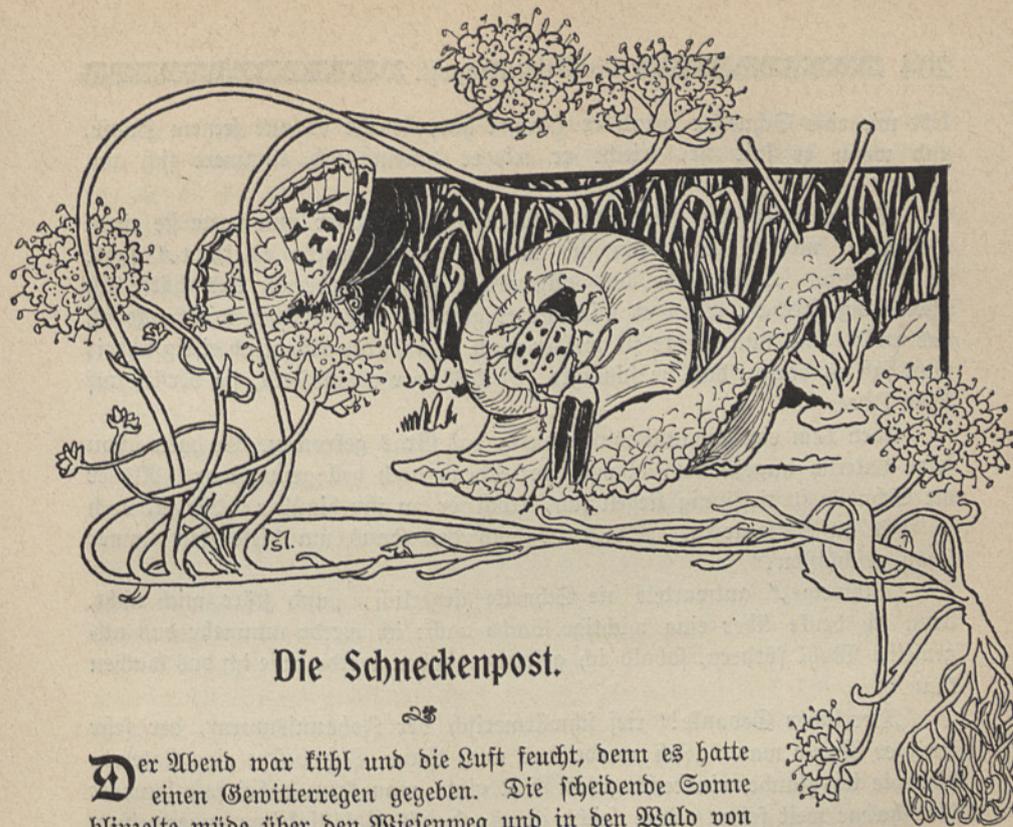
„Das ist er,“ sagte die Spinnenprinzessin für sich. „Wenn ich ihn nur nicht so lieb gehabt hätte!“

Tag und Nacht flog sie, bis sie nach Hause kam, und es ist unaussprechlich, welche Freude die Spinnenfräulein hatten, als sie ihre Prinzessin wieder sahen. „Ich bin nun ein Menschenfräulein gewesen,“ sagte sie, „und weiß, wie es den Menschen zu Mute ist; das wollte ich bloß kennen lernen.“

„Ich kann mir gar nicht denken, daß es sich der Mühe lohnt,“ warf ein Spinnenfräulein hin, das noch sehr klein war.

„Ach,“ antwortete die Spinnenprinzessin, „sie haben etwas, das ist über alle Begriffe schön, nämlich, wenn zwei sich lieb haben. Aber nachher geht eines von den beiden und heiratet, und das ist zum Sterben traurig, wir kennen gar nichts, was so traurig wäre. Es ist ein Wunder, daß ich noch am Leben bin, und reisen werde ich nie wieder.“

„Dann werde ich gewiß nie ein Menschenfräulein,“ sagte das kleine Ding; „das Reisen ist schon herrlich genug, damit bin ich ganz zufrieden.“ Und die Prinzessin nickte und ihre Augen blickten weit in die Ferne, als wenn sie träumte.



Die Schneckenpost.

Der Abend war kühl und die Luft feucht, denn es hatte einen Gewitterregen gegeben. Die scheidende Sonne blinzelte müde über den Wiesenweg und in den Wald von nassen Grashalmen und Blütenstengeln zu dessen Seiten, und die Regentropfen, die allenthalben hingen, funkelten wie glühend zwischen dem Grün.

Unter einem fetten Wegbreitblatte lag eine große Schnecke aus ihrem Hause; sie hatte sich satt gefressen und wollte noch etwas nachdenken. Aber es fiel ihr nichts ein. Sie dachte so langsam! Meistens wenn sie einen Gedanken beinahe hatte, war sie so müde von der Anstrengung, daß sie ihn wieder laufen ließ, in ihr Haus kroch und einschlief.

Eben kamen zwei Paar Stiefel vorbeigegangen; von den Leuten, die dazu gehörten, konnte sie unter dem Blatte nichts sehen. Aber sie hörte, daß jemand sprach: „Nützlich muß man sich machen in der Welt; seine Gaben und Kräfte gebrauchen muß man, um das allgemeine Wohl zu fördern. So erwirbt man sich Achtung und Liebe. Aber er

lebt wie eine Schnecke: wenn er Hunger hat, kriecht er aus seinem Hause, und wenn er satt ist, kriecht er wieder hinein und kimmert sich um nichts.“

Weiter konnte die Schnecke nichts verstehen; aber nun hatte sie einen Gedanken: nützlich muß man sich machen. „Ich werde es thun,“ sagte sie für sich. „Ich werde das allgemeine Wohl fördern; das hätte ich schon lange gethan, wenn es mir nur eingefallen wäre. Aber wie fange ich das an?“ Und nun dachte sie wieder nach und wurde ordentlich eifrig dabei; man sah es daran, daß sie schwitzte. Indes war es umsonst, sie verfiel auf keine Idee.

Eben kam ein Johannismurm durch das Gras gekrochen. Er hatte schon seine Laterne angezündet, obwohl der Abend noch hell genug war. Als er die Schnecke so tiefsinnig liegen sah, kroch er zu ihr hinüber. „Ei ei, noch so spät auf?“ sagte er. „Sonst ist doch das Haus um diese Zeit immer schon geschlossen?“

„Schweige,“ antwortete die Schnecke ärgerlich, „und störe mich nicht, denn ich denke über eine wichtige Sache nach: ich werde nunmehr das allgemeine Wohl fördern, sobald ich gefunden haben werde, wie ich das machen kann.“

„Herrlicher Gedanke!“ rief schwärmerisch der Johannismurm, der sehr feuriger Natur war. „Ich werde das auch thun. Ich besitze eine Laterne, die, wie ich glaube, ein recht gutes Licht gibt: man kann dabei fast hundert Grashalme weit sehen. Wie leicht ist es, damit Gefälligkeiten zu erweisen, ja sogar Unglücksfälle zu verhüten!“

„Aber ich!“ sagte die Schnecke. „Es kostet Kopfzerbrechen, ehe sich für mich eine Art findet, wie ich das allgemeine Wohl fördern kann.“

„Du hast ein Haus,“ meinte der andere nachdenklich.

„Richtig,“ antwortete die Schnecke, „aber es hat gerade nur für mich Platz.“

„Ich hab's,“ fuhr der Johannismurm auf, „oben drauf ist Platz zum Sitzen. Das gibt eine Postkutsche — eine Postkutsche — die ist gar nicht schöner auszudenken!“

„Wirklich!“ sprach erfreut die Schnecke. „Wie glücklich du bist, daß dir alles gleich so rasch einfällt.“

„Mehr noch! Jetzt was mich betrifft. Zu einer Post gehört ein Postillon, und zwar einer mit einer Laterne. Ich bin wie dazu ge-

schaffen. Ich kann auch die Zügel liefern; nur ein kleines Stückchen von hier hängt etwas Altweiberfommer, ganz zusammengedreht, das werde ich dir an die hinteren Hörner binden. Es wird dir gar nicht weh thun!“

„Wie du dir alles ausdenkst! Es ist ein Wunder,“ meinte die Schnecke in hellem Erstaunen. „Das allgemeine Wohl kann zufrieden sein, daß sich so einer, wie du bist, um dasselbe bekümmert.“ Und sie saß und wartete, bis der Johannismurm den Zügel geholt und die Enden um die Hörner gelegt hatte. Dann stieg der auf das Schneckenhaus, nahm die Zügel, hielt seine Laterne hoch und sagte: „Hü! jetzt kann's losgehen.“

„Wohin denn aber?“

„Immer geradeaus auf den Wiesenweg.“

Die Schnecke kroch vorwärts, und sie war seelenvergnügt dabei, obgleich sie sonst die Anstrengungen nicht sehr liebte und jetzt eigentlich ihre erste Schlafzeit war. Die Postkutsche mit dem Postillon darauf nahm sich sehr gut aus; sie war sauber gewunden und poliert, und wenn ihre weiße Färbung auch nicht gerade schneerein war, so lief dafür ein brauner Streif höchst zierlich auf der Höhe der Windungen entlang wie eine Uhrfeder. Dazu gab die Laterne ein schönes grünes Licht. Der Wiesenweg war sehr naß, aber das war der Schnecke eben recht, wenigstens viel lieber, als wenn er staubig gewesen wäre.

„Aha,“ sagte der Johannismurm oben, „da kommt schon jemand, der uns brauchen kann. Wollen Sie nicht auf unsere Postkutsche steigen, mein Fräulein?“

Es war ein Marienkäferchen, das er anrief, eine kleine dicke Person mit schwarzer Bluse und rotem Rocke, der voller schwarzer Punkte war. Das watete in dem Rote, und man sah, daß ihm dies schwer wurde, denn es blieb manchmal stehen und schaute sich ängstlich um.

„Warten Sie,“ fuhr der Johannismurm fort, „wir werden gleich bei Ihnen sein. Hü! Es geht etwas langsam, aber besser schlecht gefahren als schlecht gegangen.“ Und die Schnecke machte eine außerordentliche Anstrengung: nur fünf Minuten dauerte es, da konnte das Marienkäferchen auf die Postkutsche kriechen.

„Sie sind sehr gütig,“ sagte es. „Ich kann doch umsonst fahren?“

„Natürlich,“ nickte der Johannismurm. „Wir haben uns dem öffentlichen Wohl gewidmet.“

„Davor muß man alle Achtung haben,“ war die Antwort. „Ich möchte gern heute abend noch zu einer Schwester, die dort in den Kletten wohnt, aber bei dem Wege wäre es wahrscheinlich doch nicht angegangen. Ueberall bleibt man stecken, gar nicht davon zu reden, wie abscheulich man sich die Kleider beschmutzt.“

„Es ist richtig,“ dachte die Schnecke und wackelte vergnügt mit den Hörnern. „Da ist schon eine Person, welche Achtung vor uns hat. Bloß die Liebe fehlt noch, die wird aber gewiß auch noch kommen. Ich hätte nicht gedacht, daß es so angenehm wäre, wenn man Achtung genießt; ordentlich stolz wird man davon.“

Währenddem saß das Marienkäferchen oben und putzte mit den Füßchen sein rotes, schwarzpunktiertes Kleid ab. Als es damit fertig war, sah es sich um, und da mußte es seufzen. „Ach,“ sagte es, „wie langsam das geht! Es ist sehr bequem, zu fahren, aber zu Fuß wäre ich schon zehnmal weiter.“

„Das ist wahr,“ meinte der Johannismurm, „aber man muß auch vorsichtig sein, wenn man auf einem so schlechten Wege fährt; das thun alle Fuhrleute. Uebrigens könnte es auch daran liegen, daß ich keine Peitsche habe; ich werde mir gleich eine besorgen. Brrr!“

Er zog die Zügel an, die Schnecke hielt und er holte sich ein trockenes Hälmchen, das im Wege lag. „So, jetzt kann's weiter gehen; aber ein bißchen schneller, weil ich jetzt eine Peitsche habe.“

„Ich werde alle Kraft zusammennehmen,“ sagte die Schnecke vorn; „unser Passagier soll gewiß zufrieden sein.“ Und nun zog sie mit einem kräftigen Rucke an und schob vorwärts, daß sie vor Eifer das Plumpsen hinter ihr gar nicht hörte.

„He, zum Kuckuck,“ schrie der Johannismurm; „sehen Sie jetzt, wie gefährlich es ist, auf solchem Wege schnell zu fahren?“ Und das Marienkäferchen jammerte: „Ach du lieber Himmel, mein ganzes schönes Kleid, wie das nun aussehen mag!“ Sie waren nämlich beide durch den unerwarteten Ruck herunter gefallen, und gerade in eine Pfütze.

„Ich fahre gewiß nicht weiter,“ sagte das Marienkäferchen, „ich will lieber dort unter einem Blatte die Nacht bleiben und morgen früh weiter gehen.“

„Nein, das dürfen Sie uns nicht anthun,“ beschwichtigte der Johannismurm, „sonst haben wir gar kein öffentliches Wohl, für das wir sorgen

können. Sie müssen unbedingt wieder auf den Wagen steigen; dort werde ich Sie abputzen. Wir haben Gott sei Dank eine Laterne, daß wir ordentlich dazu sehen können. Und das Ganze war ja doch ein Abenteuer, Sie werden noch manchmal davon erzählen.“ Während er das sagte, schob er auch schon das Marienkäferchen zu dem Schneckenhause und half ihm hinauf, worauf er die Zügel nahm und nachstieg. Sie waren eben dabei, das schwarzpunktierte, rote Kleid zu säubern, indes die Schnecke sich vorsichtig und kleinlaut weiter bewegte, als sie ein gewisses Schnurren hörten, das sehr ängstlich klang.

„Oho,“ sagte der Johannismurm und richtete sich auf, „da ist etwas in Gefahr.“

Er wandte sich um und sah, daß sie vor einer ringsförmigen Pfütze standen, die ein Stück Weg wie eine Insel umschloß. Auf der Insel konnte man in der beginnenden Dämmerung mehrere Personen erkennen, die sich hin und her bewegten — wie es schien eine kleine dicke Raupe und ein paar Ameisen. Aber der Hilferuf kam nicht von denen, sondern von einer Biene, die mit den Vorderbeinen an einen Strohalm geklammert mitten im Wasser schwamm. Sie ruderte zwar was sie konnte, allein sie kam nicht vorwärts, sondern der Strohalm drehte sich mit ihr immer im Kreise herum.

„Gevatterin,“ schrie der Johannismurm zur Schnecke hinunter, „dort ist Holland in Not! Eine so schöne Gelegenheit, für das öffentliche Wohl zu sorgen, finden wir nicht leicht wieder. Aber wir müssen mitten durch das Wasser fahren.“

„Natürlich!“ antwortete die Schnecke; „wenn es nicht zu tief ist.“

Das Marienkäferchen lief vor Angst auf dem Wagen hin und her. „Durch das Wasser?“ wehlagte es. „Nein, dazu bringt ihr mich nicht; ich werde ganz schwindelig, wenn ich in das Wasser sehe. Laßt mich hinunter steigen; ich bleibe irgendwo über Nacht.“

„Wie es gefällig ist,“ sagte der Johannismurm jetzt; „wir brauchen Sie nicht mehr, denn jetzt haben wir öffentliches Wohl die Hülle und Fülle, und es wird wirklich eine gefährliche Fahrt. Steigen Sie nur hinunter und grüßen Sie Ihre Schwester.“

Das Marienkäferchen ließ sich hinab und watete so schnell es ging nach den Wiefengräsern hinüber. Und die Schnecke rutschte in das Wasser.

Auf der Insel kam alles an das Ufer und sah zu, wie sie der Biene immer näher gelangten. „Halten Sie sich nur oben,“ schrie der Johannismurm.

„Hier kommt die Post und Sie werden auf einen Wagen steigen können.“ Zum Glück war das Wasser für die Schnecke feicht genug und der Weg nicht zu weit; nur zehn Minuten brauchte die Biene zu warten, da konnte sie auf das Schneckenhaus kriechen, und dort saß sie ein Weilchen ganz erschöpft und holte nur immer tief Atem. Endlich schüttelte sie sich, daß es stäubte, begann eifrig ihre Gliedmaßen zu reiben und ließ darauf ihre Flügel mit großer Geschwindigkeit zittern.

„Ha,“ brummte sie, „jetzt wird mir wieder wohl. Im ganzen Bienenstock sollen Sie berühmt werden, und ich werde sogar der Königin von Ihnen erzählen. Kann ich Sie mit irgend etwas belohnen?“

„Nein,“ sprach der Johannismurm. „Wir haben uns dem allgemeinen Wohl gewidmet, und da nimmt man keine Belohnung. Aber Sie könnten mir sagen, wie es gekommen ist, daß Sie fast verunglückt wären.“

„Ich hatte ein Abenteuer,“ antwortete die Biene, „mit einem Menschen, einem von der Art, wissen Sie, die lange Zöpfe und Unterröcke trägt und kleine leblose Puppen in Wagen umherfährt. Dieser Mensch also schlägt mich mit einem Tuche, was ich mir als Kavalier nicht gefallen lassen kann. Drauf! sage ich bei mir. Ich fliege, teils des Anlaufs wegen, teils um den Feind sicher zu machen, ein Stück weg, worauf ich mich umdrehe. Und sehen Sie, wie der Blitz sitze ich auf seiner Nase. In diesem Augenblick erschallt dicht unter mir das fürchterlichste Geschrei von der Welt. Keiner von Ihnen hätte es ausgehalten. Meine Füße erlahmen, ich fange an zu wanken und falle hinunter. Mittlerweile dreht der Mensch sich um und begibt sich unter Zurücklassung allen Gepäcks, das aus einem Puppenwagen mit Puppe sowie einigen Kirschchen besteht, auf die eiligste Flucht. Die Kirschchen behandelte ich als wohlervorbene Kriegsbeute, und ich kann wohl sagen: sie waren sehr süß.“

„Sie sind von einer heldenmütigen Tapferkeit,“ meinte hier der Johannismurm. „Ich bewundere Sie. Ich würde niemals soviel Mut haben, auch wenn ich eine Waffe hätte.“

„Hören Sie weiter,“ fuhr die Biene fort. „Nachdem ich also tüchtig getrunken, fliege ich meines Weges. Weiß der Himmel — war es die Regengluft oder hatte ich zu viel Kirschsaft zu mir genommen: kurz wie ich auf das Wasser hier komme, ergreift mich der Schwindel und ich plumpe hinein. Ich schwimme solange meine Kräfte reichen, aber ich komme nicht an das Ufer; ich erfasse endlich den Halm, aber ich sehe bald ein, daß ich nicht lange

mehr im stande sein werde ihn festzuhalten, denn das viele Wasser schlucken macht schwach. Da höre ich Ihren Zuruf — kurz, das andere wissen Sie ja.“

„Wie ist Ihnen denn jetzt zu Mute?“

„Ich brauche eine Magenstärkung; am liebsten hätte ich einen Lindenblütenlikör, der erwärmt, und ich glaube, ich kann schon wieder fliegen. Leben Sie wohl; Sie haben Anspruch auf meine volle Dankbarkeit.“

Die Biene flog erst zur Probe auf die Insel, die ganz nahe war, und dann gleich weiter. Nach wenigen Augenblicken war sie in der Dämmerung verschwunden.

Am Ufer standen die Ameisen, als die Schnecke ganz erschöpft auf das Land rutschte. Sie waren schmuck und schlank wie kleine Leutnants. „Unsere Hochachtung!“ sagten sie. „Wir gratulieren Ihnen; Sie haben der Biene das Leben gerettet und Sie werden berühmt werden, denn die Biene kommt weit herum.“

Die kleine dicke Raupe sagte gar nichts und kam auch nicht näher. Sie war noch jung und etwas schüchtern.

„Wir wollen nur noch ein wenig ausruhen,“ sprach der Johannismurm, indem er abstieg. „Nachher geht die Fahrt weiter. Dies hier ist eine Post, die sich dem allgemeinen Wohl gewidmet hat, und ich bin der Postillon mit der Laterne. Ich vermute, daß Sie von der Uberschwemmung überrascht und auf diese Insel festgesetzt wurden, und daß Ihnen daran liegt über das Wasser zu gelangen.“

„Freundchen,“ meinte die Schnecke, „sollen wir nicht bis morgen warten? Ich könnte umfallen vor Müdigkeit!“

„Wo denkst du hin!“ erwiderte der Johannismurm. „Eine so schöne Gelegenheit, sich nützlich zu machen, kommt nicht alle Tage, und man muß sie benutzen. Mut und Festigkeit! Die Herrschaften rechnen darauf, daß wir ihnen helfen.“

„Ruhen Sie sich ein Weilchen aus,“ sprach die eine Ameise. „Sie brauchen sich bei der Fahrt nachher nicht zu übereilen. Ich kann allerdings sagen, daß uns außerordentlich viel daran liegt, heute noch nach Hause zu kommen, da wir eine wichtige Nachricht zu überbringen haben.“

„Hörst du?“ rief der Johannismurm feurig. „Diese Fahrt wird eine wichtige sein. Man muß sich's etwas kosten lassen, wenn man das allgemeine Wohl fördern will.“

„Ja ja,“ seufzte die Schnecke für sich, „es ist etwas Schönes, aber außerordentlich anstrengend; ich hätte das nicht gedacht.“ Und sie lag eine Weile still und zog die Hörner ein. Inzwischen erzählten die Ameisen von dem großen Regen und der Ueberschwemmung, und wie sie Mühe gehabt hätten, einen erhöhten Punkt zu erreichen, wo sie vor dem Wasser gesichert waren. Sie beschrieben das sehr unterhaltend.

„Man sollte nicht glauben, wie viel Abenteuer in der Welt passieren,“ sagte zuletzt der Johannismurm, „und wie viel Gelegenheit man hat, sich nützlich zu machen. Aber es wird Zeit, daß wir weiter fahren. Aufsteigen, aufsteigen, meine Herrschaften. Sie wollen doch auch mitfahren, Fräulein?“

Damit redete er die Raupe an.

„Ach ja,“ antwortete diese, „wenn ich darf. Ich habe großen Hunger und hier wächst gar nichts.“

Es wurde schon dunkel, als die Schnecke sich in Bewegung setzte, und der Johannismurm ließ seine Laterne mit aller Kraft schimmern. Das Wasser, in das sie kamen, glitzerte davon. Die Passagiere waren schläfrig und sagten nicht viel. Bloß einmal bemerkte die eine Ameise: „Ich weiß nicht — es ist mir, als ob es noch ein Unglück gäbe. Ich wollte, daß wir das Wasser erst hinter uns hätten.“

In einiger Entfernung wurde ein Getöse hörbar, das näher kam. Zugleich flatterte ein Schmetterling herbei, schwebte ein paar Augenblicke über dem Postwagen und setzte sich dann zu der Gesellschaft. „Guten Abend,“ sagte er. „Nur auf einen Augenblick, wenn es erlaubt ist. Ich hörte einen Lärm und habe immer etwas Angst, es könnte das Verhängnis sein, darum habe ich mein Nachtquartier verlassen und werde mir ein anderes suchen.“

Wie reizend er war! Bei der Laterne konnte man es sehen. Seine Flügel waren inwendig so blau wie der Himmel, auswendig aber trug er die zierlichsten bunten Augen darauf. Die Raupe sah ihn nur immer an und sagte endlich leise: „Ach, so schön! Sie sind wohl der Vogel Phönix, von dem sich die Schwalben erzählen?“

„Kleine Unschuld,“ lachte der Schmetterling, „ich bin ja aus der Verwandtschaft!“

„Aber ich sehe doch ganz anders aus,“ meinte die Raupe mutiger. „Ich bin so häßlich; ich werde gewiß niemals Flügel haben.“

„Nur Geduld, Herzchen! Hast du schon ein paarmal deine Kleider gewechselt?“

„Ja,“ sagte die Raupe. „Es that recht weh.“

„Das wird dir noch öfter passieren, meine Kleine; es geht nicht anders. Zuletzt wirst du gar eines Tages in einem bloßen Sack stecken. Wenn dir noch so übel und weh dabei wird, glaube nur nicht, daß du sterben mußt; es ist alles nur ein Uebergang. Hast du den Sack abgestreift, so bist du schön wie ich. Aber das verstehst du nicht, man muß es erlebt haben.“

„Wenn es doch wahr wäre!“ versetzte die Raupe. „Kann ich dann auch fliegen?“

„So viel du willst. Du wirst glücklich sein, sage ich dir. Du brauchst nichts zu essen als Honig, der tausendmal besser schmeckt als die saftigsten Blätter, und du darfst dir die schönsten Blumenpaläste zu Wohnungen aussuchen. Wir sind die beneidenswertesten Geschöpfe in der ganzen Welt.“

„Knarr!“ tönte es seitwärts vom Postwagen. Es waren zwei Stiefel, die mit ihrem Besitzer von der Wiese kamen, schwere plumpe Bauernstiefel, häßlich und schmutzig. Sie traten eben noch ein Stück Graswald nieder, daß es knisterte und krachte.

Auf dem Postwagen geriet alles in Aufruhr. „Ich habe es geahnt,“ sagte die Ameise. „Das kann uns das Leben kosten.“ — „Gott, was ist das?“ fragte die Raupe zitternd; und der Schmetterling antwortete: „Es ist richtig das Verhängnis; man muß sich aus dem Staube machen, daß man nicht von ihm erwischt wird. Adieu, Kleine!“ Damit flog er fort.

In diesem Augenblick gewahrte auch die Schnecke die beiden schwarzen Ungeheuer und verlor in der Angst alle Fassung. Blitzschnell zog sie die Hörner ein und rutschte, unbekümmert um ihre Passagiere, in den Wagen zurück: der aber fiel um, und da lag die ganze Gesellschaft im Wasser. Eben patschte der eine Stiefel dicht neben ihnen in die Pfütze, der zweite glitt über sie hinweg, dann der erste ihm nach — und schon hörte man sie wieder drüben im Graswalde knarren. —

Die Schnecke kam während der ganzen Nacht nicht mehr zum Vorschein. Als sie frühmorgens aus dem Hause kroch, war nur der Johannismurm bei ihr; vom Wasser war nichts mehr zu sehen, das hatte sich verlaufen.

„Guten Morgen, Freundchen,“ sagte sie. „An diese Nacht werde ich mein Lebelang gedenken. Was ist denn aus den anderen geworden?“

„Sie haben die Nacht über auf dem Postkasten gefessen, und in aller Frühe sind sie weiter gegangen. Aber die Mühe, ehe sie alle aus dem Wasser hinauf kamen! besonders die Ameisen rutschten immer wieder zurück. Und

gefroren haben wir, daß ich noch ganz steif bin. Aber jedenfalls ist dir das öffentliche Wohl allen Dank schuldig, denn ohne dich wären wir ertrunken.“

„Weißt du,“ sagte die Schnecke, „nun laß mich mit dem öffentlichen Wohl in Ruhe; ich habe genug davon. Eine schöne Sache ist das, und man erwirbt sich Achtung damit und wird sogar vor Königinnen berühmt; aber man hat zu viel Mühe dabei, schreckliche Mühe, und dann kann es auch gefährlich werden, das ist das Allerschlimmste. Wenn man sonst seinen Schlaf und sein richtiges Essen hat, so soll man dabei bleiben, das ist jetzt meine Ansicht.“

Sie war schon ein ganzes Stück weiter gekrochen, ehe der Johanniswurm sich von seinem Staunen über diese Rede erholen konnte, denn es war die längste, die sie jemals gehalten hatte. Aber eine richtige Schneckenrede war es!



Der Brautspiegel.



Es hat mir einmal einer die Geschichte von dem Brautspiegel und dem kleinen Herrn Leifegang erzählt, als ob sie ihm passiert wäre. Aber sie ist gewiß nur ein Märchen. Er erzählte ungefähr so:

Als ich ein halbwüchsiger Knabe war, etwa zwölf Jahr alt, da hatten wir eben die Franzosenzeit hinter uns, in der so viele Zöpfe abgeschafft worden sind. Auch die Zöpfe, die bis dahin die Männer getragen hatten, weil es so Mode gewesen war. Nur einige alte Käuze, welche die Veränderung nicht liebten, ließen sich fort und fort ihren Zopf einbinden, wenn sie dazu am Hinterhaupt noch Haar genug hatten, und wenn nicht, so trugen sie ihre Zopfsperücke. Es kümmerte sie wenig, daß sie von der lieben Jugend deshalb geneckt wurden.

In meinem Heimatstädtchen hatte nur einer die alte Bierde beibehalten, und das war der kleine Herr Leifegang, ein wunderliches, etwas verwachsenes Männlein. Er trug sich überhaupt sehr auffallend; auf dem Haupte hatte er einen Dreispiz, und im übrigen einen grünen Frack voller Messingknöpfe

oder sogenannten Jagdschniepel, dazu schwarzsammetene Kniehosen, feidene hohe Strümpfe und Schnallenschuhe. Es hieß, er habe diese Sachen von einem alten Baron bekommen, dem ein benachbartes Herrschaftsgut gehört hatte; das mußte aber schon eine ziemliche Weile her sein, denn die Sachen waren sehr abgeschabt, wengleich stets sauber gebürstet. Das Ergößlichste an ihm war für uns Kinder jedenfalls der Zopf.

Ich habe später erfahren, daß er Magister gewesen war und Pfarrer hatte werden wollen; aber daraus war nichts geworden. Er war bei dem alten Baron geblieben, bei dessen Sohne er Hauslehrer gewesen war, und der sollte ihn darum behalten haben, weil er sich auf gewisse geheime Künste verstanden hätte. Nach des Alten Tode lebte er einsam in einem Häuschen am Wallgraben von einer kleinen Gnadenpension aus des Barons Hinterlassenschaft.

Sehr sonderbar war es, womit er sich beschäftigte. Er war nämlich Freierwerber, das heißt, wenn ein junger Mann heiraten wollte, so half er ihm eine Frau ausfinden, und umgekehrt. Es gab noch ein paar solche Freierwerber in der Gegend, aber er war der berühmteste, denn wenn er einmal eine Sache in die Hand nahm, dann ruhte er nicht, bis sie gelang und das zukünftige Paar und die Eltern „ja“ gesagt hatten, und alle Ehen, die er gestiftet, waren die glücklichsten von der Welt geworden. Freilich übernahm er auch nicht jede Ehestiftung; manche jungen Leute schickte er mit dem Bescheid fort: sie sollten unverheiratet bleiben, sonst würden sie unglücklich, und wenn sie darauf nicht hörten, so geschah das wirklich. Geld nahm er für seine Dienste niemals.

Für uns Kinder war ein lustiges Leben in der Stadt. Viel zu lernen brauchten wir damals nicht, und für den Zeitvertreib bot die Gegend alle Gelegenheit. Der Landstrich, in dem die Stadt lag, war zwar flach wie ein Teller; aber wir hatten zwei Teiche zur Verfügung, ferner ein Wäldchen, Gräben und Wälle bei der alten Stadtmauer, und mitten in der Stadt sogar ein altes Schloß mit Zugbrücke, Schloßgraben und einem unterirdischen Gange. Wir waren sehr zu beneiden! Endlich gab es genug Personen, wie wir ihrer für unseren Mutwillen bedurften; und mutwillig waren wir sehr, ich aber am meisten.

Zu diesen Personen gehörte eben der Herr Leifegang.

Hätte er freundlich mit uns gesprochen, oder wäre er lustig gewesen, so würden wir ihn nicht geärgert haben. Aber er war immer ernsthaft und